

# Die Zelle

Nr. 15

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

## Ein Sturmvogel.

Roman von Hernt Ele.

(Schluß)

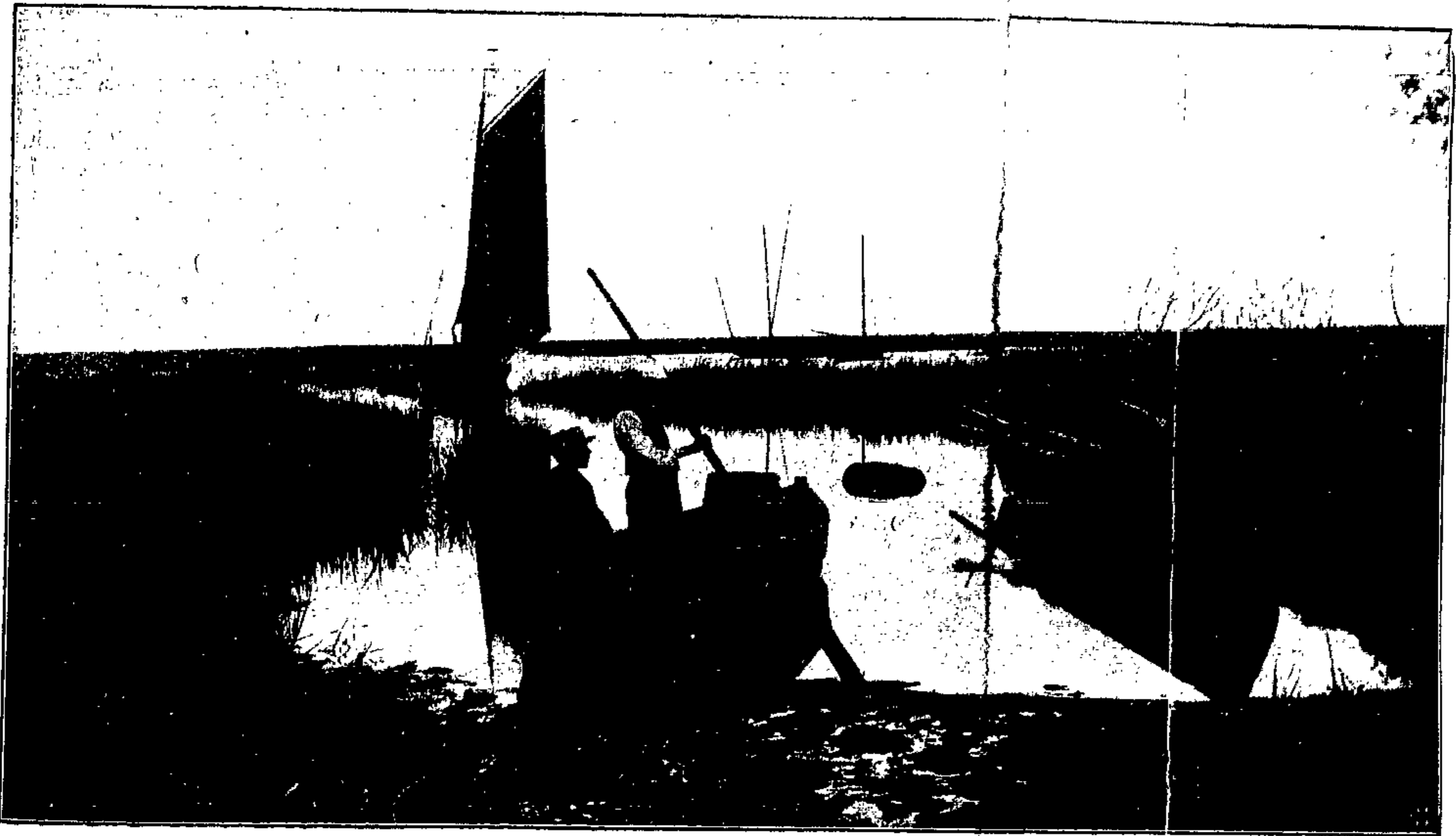
Frau Bugge saß auf ihrem erhöhten Platz und saß. Ihr Mittag war schon vorüber.

Nach einem kurzen, raschen Klopfen ging die Tür auf und Kasper trat ein.

„Guten Tag, Mutter.“

„Was fragst Du da?“  
„Ob Du nie mit Mitleid an ihn gedacht hast, an ihn, den Du allein zurückliebst -- mit sich selbst -- und mit seinem Wahnsinn?“  
Sie war aufgestanden und sagte hart und gebietend:

antworten. Ob es so entsetzlich war, so unaußersächlich und vernichtend auf all Deine Gefühle, daß Du niedaran gedacht hast, ihn wieder aufzusuchen, & noch einmal mit dem Vater zu probieren. Ob sich nie ein Zweifel in Deiner Seele regte -- daran, inwiefern Du in alle-



Das Verfrachten der geräucherten Fische auf die große Lömme.

Sie sah ihn überrascht und aufmerksam an. Er war ungewöhnlich bleich und ungewöhnlich ernst.

„Guten Tag, mein Junge. Das ist ja ein seltener Anblick.“

Er kam auf sie zu und faßte ihre Hand. Dann setzte er sich müde nieder.

„Mutter,“ sagte er nach einer Pause, „hat es Dir nie leid getan um Vater -- um Deinen Mann, nachdem Du ihn verlassen hattest?“

Sie wurde flammend rot.

„Ich will kein Wort mehr von Dir darüber hören.“

„Ach,“ sagte er düster, ohne sie anzusehen -- „darauf sollst Du nicht lange warten müssen. In einigen Stunden reise ich ab.“

„Du willst abreisen? -- Wohin denn?“

„Nach China, denke ich, oder Japan, oder sonst irgend wohin.“

Frau Bugge mußte sich setzen.

„Und deshalb wollte ich Dich zum letzten mal fragen, Mutter, Du könntest mir doch gerne

dem richtig gehandelt hättest. Ob Du ganz und gar aufhörtest, ihn zu lieben, Mutter, Dich nie nach ihm sehntest -- nach dem kranken, unglücklichen Mann, der doch gewiß -- so denke ich mir wenigstens -- sich nach Dir sehnte, Dich auf seine Weise liebte -- bis zum Tode.“

„Kasper!“ schrie sie verzweifelt auf.

Fragend sah er zu ihr empor. Dann nickte er in bitterem Ernst.

„Ja, Mutter, so ist es. Es ist nur ein Unterschied: der Fortschritt von einer Generation



zur anderen. Aber" — flüsterte er elendiglich, während er mit weit offenen, starren Augen näher kam, „aber ich fühlte eine Macht in mir, die mich vorwärts zog — und da ging ich — ich mußte gehen — ich war ganz willenlos. — Mutter, Mutter, schrie es in meiner Seele — und da ging ich zu Dir, Mutter — und da bin ich — in meiner tiefen Not — ich bin Dein Sohn — Dein Kind — und ich leide furchtbar, meine Seele windet sich im tiefsten Schmerz, hörst Du, Mutter?"

Während er sprach, war er ganz dicht an sie herangekommen, er faßte sie krampfhaft an den Schultern, schüttelte sie sanft und sah sie mit irren Blicken an.

„Hörst Du, ich bin allein, verstoßen und verjagt. Und ich bin der Stimme in meinem Blut gefolgt — ich bin zu Dir gekommen, ich habe ja eine Mutter, ich bin doch nicht von aller Welt verlassen, ich habe ja doch eine Mutter, die mich geboren hat —“

Frau Bugge sank auf ihren Stuhl nieder. In wildem Weinen beugte er sich über sie, in tiefster Qual.

„Mutter!"

„Ist das Entsetzliche denn wirklich wahr, daß Du mich nicht lieb hast, mich nie lieb gehabt hast, daß ich allein draußen stehe unter den wilden Tieren — ausgeschlossen von aller Liebe auf der Welt — daß ich gehe — um nicht darauf zu warten, bis sie es tut." —

Es wurde ganz still. Frau Bugge starrte düster vor sich hin.

„Willst Du mir auf meine Frage nicht antworten, Mutter?" —

„Das ist empörend," sagte sie vor sich hin.

„Ich bitte Dich so dringend darum, Mutter."

„Wie konntest Du das tun? Umgeben von Glück, überschüttet mit den reichsten Gaben — wie konntest Du Dich erdreissen — Dich selbst nicht lassen im Banne zu halten, Deine Leidenschaften nicht zu zügeln?"

Er war aufgestanden und tastete unruhig an der Stuhllehne herum. Dann nahm er sich mit einer gewaltigen Anstrengung zusammen und sagte ruhig:

„Ich wollte eigentlich nicht zu Dir kommen, Mutter. Ich wollte abreißen, ohne Dich wiederzusehen. Mir graute vor dem Gedanken, Dich sprechen zu hören, Mutter. Mir graute vor Dir, Mutter."

Sie stand jetzt hoch aufgerichtet da und rief ihm zu: „Kasper, Kasper! Sei stille, es ist sündlich, es ist verbrecherisch, was Du da sagst."

„Und es wurde mir so schwer, ich mußte, daß ich nicht mehr konnte, es nicht mehr ertragen konnte — auch das noch. Nein, ich will nicht, Mutter, ich ertrage es nicht. Einmal, ein einziges Mal muß ich mein Haupt an eines Menschen Herz legen und weinen. Mutter, o Mutter, Mutter!"

Er hatte beide Hände zu ihr erhoben, ohne sie anzusehen. Nun warf er sich vor ihr nieder, legte sein Haupt in ihren Schoß und schluchzte.

Frau Bugge schlang beide Arme um ihn und legte ihren Kopf an seinen. Ihr Weinen klang gedämpft, aber qualvoll und unartikuliert.

Und dann hielt sie inne, erhob den Kopf und sah kummervoll vor sich hin. Sie strich ihm über die Haare.

„So, also jetzt willst Du fortgehen, Kasper. Fortreisen! Ja, ja, mein Junge. Und da bist Du zu Deiner Mutter gekommen, um sie zu fragen. Und Du meinst, daß es so leicht wäre, darauf zu antworten. Aber es ist nicht leicht, mein Junge. Mir fehlen die Worte, nach denen Du verlangst. Deine Mutter hat es so schwer im Leben gehabt, Kasper, daß sie sich vor Worten förmlich fürchtet. Wenn es anders werden sollte, müßten wir wieder von vorne

ansetzen. Ich weiß es ja, mein lieber, geliebter Junge, wenn Du jetzt ein kleines Kind wärest, würde ich alles anders machen, so daß Du mich nicht zu fragen brauchtest, ob ich Dich lieb habe. Aber damals war ich jung, Kasper, auch ich war jung — und allein. Und ich war scheu und verängstigt."

Sie hielt einen Augenblick inne. Sie wollte aufstehen, aber er zwang sie durch eine einzige Bewegung, sitzen zu bleiben.

„Du willst also fort, Kasper. Ja, ja, ja. Es muß dann wohl das Beste sein. Und ich weiß, daß Du leidest, denn ich kenne Deine Liebe, mein Junge. Niemand kennt sie so gut wie ich. Das ist wahr und gewiß. Mein geliebter Junge!"

Sie sah eine Zeitlang nachdenklich da. Dann stand sie auf. Sie machte sich sanft von ihm los und er blieb vor ihrem Stuhl liegen, die Stirn auf die Arme gelehrt.

Frau Bugge ging im Zimmer auf und ab. Die Hände über der Brust gefaltet.

„Ich glaube, der Himmel hat mir diese Prüfung geschickt, damit ich wieder gut machen kann — das, was meine tiefste Angst war. Ja, das glaube ich. Kasper, mein geliebter Junge, Du darfst nicht allein reisen. Das darfst Du nicht. Es ist zu gefährlich. Es ist zu schrecklich für Dich. Und auch für sie. Und dann ist es so schlimm, für — für uns alle. Ich glaube, wir sollten noch einmal wieder von vorn anfangen, mein Kasper. Du und ich. Versuche es einmal, die Liebe Deiner Mutter zu finden — ob sie Dir vielleicht helfen kann."

Sie blieb neben ihm stehen und legte ihm ihre Hand auf den Kopf.

„Kannst Du Dich erinnern, Kasper, daß Du mich mithaben wolltest, als Du damals heimkamst? — Ich denke, Olive wird den Koffer schon finden. Und Du kannst wohl so lange warten, bis ich fertig bin."

Kasper lag noch wie vorhin vor dem Stuhl. Mühselig hielt sie inne. Hinter ihr war die Tür aufgegangen und Dagny stand da mit einem Palet auf dem Arm, das sie niederlegte und aus dem Schal herauswickelte. Es war die Kleine.

Kasper Bugge hatte nichts gemerkt. Die Kleine trippelte im Zimmer hin und her — in Pelz und Mütze.

„Großmama, Tulla ist mit Pferden gefahren."

Kasper Bugge sprang auf. Sein Blick irrte von der Kleinen zu Dagny. Dann wandte er sich um, lehnte sich an die Wand und schlug die Hände vors Gesicht.

„Ach — nein!"

„Vater — Vater muß nicht umfallen und sich nicht wehtun."

„Nein, Du bist also wirklich mit Pferden gefahren. Nein, was für eine flinke Kleine Tulla. So, jetzt mußt Du mit Großmama kommen und im Schrank nachsehen."

„Was ist denn im Schrank?"

„Vielleicht Kuchen."

„Ein Kuchen für Mutter und einer für Vater, und einer für Großmama und einer für das Pferd."

Frau Bugge nahm das Kind auf den Arm und ging mit ihm hinaus.

Dagny kam auf ihn zu.

„Kasper," sagte sie mit bebender Stimme. Sie war totenblaß und ihre Augen glänzten. „Kasper, sieh mich an."

Er wandte sich langsam um. „Dagny!"

„Ich komme, um Dir zu sagen, daß ich eine Entdeckung gemacht habe."

Er sah sie fragend an. Sie kam noch näher.

„Wenn Du damals, wo Du die Wahl hattest, zu Hause zu bleiben, oder in die Fremde zu gehen, wenn Du damals gewählt hättest, das gewählt, wo hinein Du gehörtest mit all Deiner strahlenden Tatkraft, dann wäre

es niemals dahin gekommen, daß ich die große Sünde begangen hätte. . . ."

„Ach, Dagny, Sünde? — Du?"

„Mein Koffer steht draußen auf dem Bogen, alles was wir brauchen, Tullachen und ich. Wir haben uns so geeilt, alle beide, die Kleine und ich, um noch mitzukommen — damit ich meine große, schwere Sünde gegen Dich wieder gut machen kann."

„Du — wieder gut machen?"

„Ja, mein ganzes Leben lang, Kasper."

„Dagny!"

„Ja, Kasper, ich hatte es ja vergessen, daß ich Dich liebe." —



## Die Entwicklung der Zeitmesser.

Von L. Pold.

Wie die Anfänge aller ganz großen Erfindungen sich in vorgeschichtliche Zeiten verlieren, so auch der Beginn menschlicher Zeitrechnung. Niemand vermag sie mit einem Namen zu verknüpfen, denn diese Erfindung ist nicht im üblichen Sinne „erfunden" worden, sondern sie hat sich entwickelt. Die Grundursache, die Drehung der Erde um ihre Achse und um die Sonne, bestand schon durch unermessliche Zeiträume, ehe der Mensch auftrat, und lange vor ihm trieb unbewußt das Tier Zeitrechnung, wenn es sich mit sinkender Sonne zur Ruhe begab oder die Pflanze, wenn sie ihre Blüte schloß. Noch die Römer führten auf ihren Kriegszügen den Hanshahn mit, einen unserer ältesten „Zeitmesser".

Als unsere Vorfahren zu dem Begriffe des Verlaufs der Zeit gelangten, mögen ihnen noch viele Jahrtausende in der Kindheit des Menschengeschlechts verdämmert sein, ehe ihnen das Bedürfnis einstellte, den Tag genauer zu zuteilen, als bloß nach der handgreiflichen Erscheinung des Sonnen-Auf- und -Unterganges. Das Bedürfnis aber kam und das Auge spürte nach Grenzen für kleinere Zeitabschnitte. Wie beim Aufgange der Sonne die Schatten lang am Boden krochen, um sich mit dem aufsteigenden Gestirne zu verkürzen und mit dem sinkenden wieder zu wachsen, das war wohl die erste Beobachtung, die bewußt zur Zeitmessung verwandt wurde. Nach der Zeit der kürzeren Schatten war die Mitte des Tages, der Mittag, bestimmt. Einzelne hohe Bäume wurden als Schattenzeiger benutzt; schließlich maß man den Schatten des eigenen Körpers. Man merkte sich den Endpunkt des Schattens auf dem Boden und schritt die Entfernung ab, Fuß vor Fuß. Da zwischen der Länge des Fußes und der des Körpers bei normal gewachsenen Personen derselben Rasse immer ein ziemlich bestimmtes Verhältnis obwaltet, so konnte man den Schattenslängen des Schattens ein Stellbild in eine Volksversammlung verabredet werden. Noch bei den alten Griechen und Römern spielte dieses Verfahren eine große Rolle. So wird z. B. in einer der Komödien des Aristophanes ein Mann beauftragt, zum Essen zu kommen, wenn die Länge des Schattens zehn Fuß mehr als die Höhe des Körpers betrage. Die Erfindung dieses Abschreitens des eigenen Schattens gewissermaßen die Taschenuhr, so dienten mit der fortschreitenden Kultur auf freien Plätzen senkrechte Steinsäulen (Gnomonen) als Schattenwerfer der öffentlichen Zeitmessung. Solche Säulen erwähnt schon die Bibel; bei den abendländischen alten Kulturvölkern hatten sie eine große Verbreitung und auch die Obelisken der Ägypter dienten vermutlich ähnlichen Zwecken.

Von Pol- und Äquatorgebieten abgesehen legt die Sonne bekanntlich täglich einen anderen Bogen am Himmel zurück. So mußte der einfache Schattenwerfer eine lange Entwicklung durchmachen, ehe er zur wirklichen Sonnenuhr

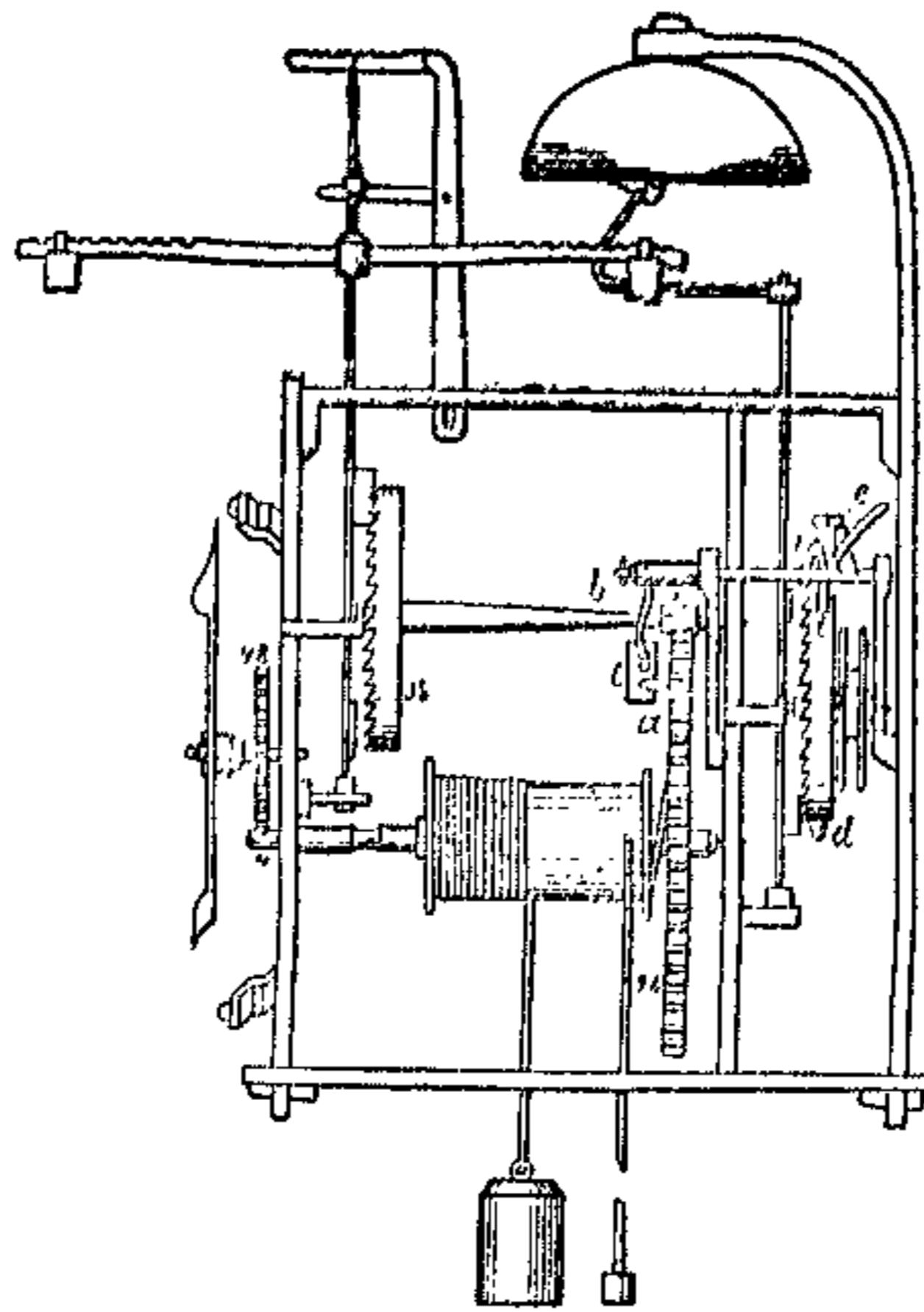


wurde. Im Altertum waren besonders solche in Form von Hohlkugeln verbreitet, die mit der Höhlung zum Himmel gerichtet waren. In der Mitte war gewöhnlich ein Stängelchen über dem Grunde angebracht, dessen Schattenbild die Sonne in der Hohlkugel herumwandern ließ. Die Linien, die so entstanden, wurden je nach Bedarf fixiert und wieder durch Stundenlinien in entsprechende Abschnitte zerlegt. Diese Uhren gab es in allen Größen, wie die Gnomonen: solche in sehr großen Abmessungen auf öffentlichen Plätzen (im Mittelalter noch an den Heerstraßen in kleinerem Format) und kleine tragbare Sonnenuhren, die man bei sich führte. Ihre höchste Ausbildung erhielten sie aber erst durch die Gelehrten des Mittelalters, als die mechanischen Mädeuhren noch in der Kindheit lagen. Längst sind die Sonnenuhren nun von den Mädeuhren überwunden. In jüngster Zeit scheinen sie aber in Parks und an senkrechten Gebäudewänden wieder mehr in Aufnahme zu kommen, was sowohl mit Rücksicht auf die belehrende, wie auf die dekorative Wirkung einer gut ausgeführten Sonnenuhr nur zu begrüßen ist. Sicherlich wären die Alten selbst mit primitiven Sonnenuhren lange Zeit zufrieden gewesen, wenn sie nicht bei trübem Himmel und des Nachts versagt hätten. Schwächliche Versuche, sich vom Sonnenschein unabhängig zu machen, bildeten die Sanduhren, die ihre uralte Form noch heute bewahrt haben. Bessere Versuche ergaben die Wasseruhren, die schon die Babylonier und Ägypter kannten. Ursprünglich waren es nur Gefäße, die mit Wasser gefüllt wurden, das einer kleinen Öffnung langsam entströmte. Solche Gefäße dienten z. B. in den Gerichtssälen der alten Griechen zum Bestimmen der Redezeit. Eine der bekanntesten Wasseruhren ist die schon recht komplizierte des Aristoteles, der etwa 100 bis 200 Jahre v. Chr. wirkte. Aus einem Gefäß floß langsam Wasser in ein zweites, auf dessen Spiegel eine Platte schwamm. In deren Mitte erhob sich senkrecht eine gezähnte Stange, die in ein Mäderwerk eingriff. Das Wasser hob langsam die Platte und betätigte dadurch das Mäderwerk, das eine Figur aufsteigen ließ, die ein Stäbchen in der Hand trug und damit die Stunden wies, die auf einer Säule in entsprechender Anordnung angebracht waren.

Die Wasseruhren waren nicht von der Sonne abhängig, aber sie mußten oft frisch gefüllt werden und waren nicht so leicht „anzuziehen“, wie unsere heutigen Uhren. Mit der Genauigkeit der Zeitangabe haperte es sehr und allmählich war das Bedürfnis nach zuverlässigerer Zeitangabe doch so weit gestiegen, daß der römische Schriftsteller Seneca sich in einem seiner Werke die Bemerkung erlauben konnte: eher stimmen Philosophen als Uhren miteinander überein!

Wohl die einschneidendste Umwälzung in der Kunst der Zeitmessung wurde eingeleitet durch die Einführung des Mäderwerks bei den Uhren. Mäder gab es, wie wir gesehen haben, schon bei Wasseruhren, aber die eigentlichen Mäderuhren entstanden erst, als man von Wasser, Sand und ähnlichen „Betriebsmitteln“ abjah und durch Einführung der Gewichte die Anziehungskraft der Erde in den Dienst nahm. Beim Aufziehen des Gewichtes wickelte sich dessen Schnur um die Achse eines Mades, und während das Gewicht wieder sank, drehte es die Achse in entgegengesetztem Sinne wie beim Aufziehen. Aber das Ablaufen erfolgte viel zu schnell, als daß diese Vorrichtung ohne weiteres hätte Verwendung finden können. Es galt, das Ablaufen so zu verlangsamen, daß ein Aufzug wenigstens für einen Tag reichte. Der Ablauf mußte also gehemmt werden, und die dazu erforderliche Vorrichtung, die „Hemmung“, ist noch heute, in verschiedener Form, die wichtigste der ganzen Uhr. Niemand weiß, wer sie erfunden hat. Als

der Genieblitz eines grübelnden Mechanikers war sie jedenfalls eines Tages da. Versuchen wir, eine Vorstellung der ältesten Hemmung zu geben. Das letzte Rad der Uhr wurde wie eine vielzackige Krone geformt, die sich um eine mitten durch gesteckte Welle dreht. Die Welle liegt wagerecht, sodaß das sogenannte Kronrad senkrecht, dessen Zähne aber wieder wagerecht stehen. Im Bereiche dieser Zähne steht aufrecht eine drehbare Welle, die oben einen quergestellten „Wagbalken“ trägt. Mitteltst zweier Lappen, die wie Windfächchen von der Welle ausgehen, greift sie in das Kronrad. Die beiden Lappen bilden miteinander einen stumpfen Winkel und das Kronrad kann sich nur drehen, wenn es mit seinen Zähnen diese Lappen zur Seite schlägt. Während aber der eine beiseite geschoben ist, drückt sich der andere in die Verzahnung ein und das Kronrad ist wieder gehemmt. Nun zieht aber das Gewicht und verleiht dem Kronrad eine Kraft, die es ausübt, indem es mit seinen Zähnen nicht nur abwechselnd je einen Lappen beiseite schiebt, sondern auch, nachdem es ihn passiert hat, mit lautem Tack oder Tack kräftig auf den anderen fällt, und zwar so,



Die älteste Räderuhr Nürnbergs mit Spindelhemmung.

daß es durch den Aufschlag die Welle mit dem Wagbalken, der als Schwungrad dient, zur Umkehr zwingt. So geht das Spiel im Tackack hin und her und ein Zahn nach dem anderen passiert die Hemmung, die wir, als Spindelhemmung besser ausgebildet, noch gegen Ende des abgelaufenen Jahrhunderts auf dem Lande bei Taschenuhren im Gebrauch finden konnten.

Während des 14. und 15. Jahrhunderts fanden diese Wagebalkenuhren allgemeinen Eingang. Besonders für Kirchturmuhren wurde bald außerordentliches auf diesem Gebiete geleistet, sodaß die Fachblätter der Uhrmacherei noch heute oft Gelegenheit nehmen, Prachtstücke mittelalterlicher Uhrenbaukunst ihren Lesern vorzuführen. Um das Jahr 1500 endlich fällt jene bewundernswürdige Erfindung, ohne die wir uns ein öffentliches Leben heute gar nicht mehr vorzustellen vermögen. Die Taschenuhr tauchte auf und zum ersten Male können wir einen bestimmten Namen mit diesem Fortschritt in der Uhrmacherei verbinden. Peter Henlein, ein junger Schlosser in Nürnberg, ersetzte die Gewichte durch spiralförmig geformte und durch ihre Elastizität wirkende Zugfedern von solcher Kleinheit, daß er auch die Uhr als Ganzes zur Taschenuhr zu verkleinern vermochte. Damit der hin- und herpendelnde Wagebalken, der später durch einen runden Reifen die Form unserer heutigen Unruh bekam, durch den Träger der Uhr weniger beeinflusst werde, brachte Hen-

lein kurze, aufrecht stehende Schweinsborsten so an, daß der Wagbalken bei jeder Schwingung an die Borste schlug und von ihr elastisch zurückgeschlagen wurde, um das Spiel zu erneuern. Von dieser Schweinsborste bis zu den feinen Spiralfedern unserer heutigen Taschenuhren ist ein weiter Weg; aber es ist nur ein Unterschied des Grades, nicht des Weizens, der hier im Laufe der Entwicklung der Spiralfeder sich ausbildete.

Die ersten Taschenuhren hatten nur einen Stundenzeiger. Daß den sehr geschickten ersten Taschenuhrmachern die erforderliche Zahnradübersetzung zwecks Anbringung eines Minutenzeigers Schwierigkeiten geboten haben sollte, ist nicht anzunehmen. Der Minutenzeiger stellte sich vielmehr erst ein, als das gesteigerte Zeitmessungsbedürfnis es erforderte, und das geschah gegen das Jahr 1700, ungefähr zu derselben Zeit, als die die Unruh schwingende, spiralförmige kleine Feder die Schweinsborstenform endgültig verdrängt hatte.

Die Taschenuhren waren bequem, aber sie gingen nicht gerade genauer als die großen Uhren. Die Ansprüche, die besonders die Astronomen an die Genauigkeit der Zeitmessung stellten, stiegen mehr und mehr, und berühmte Gelehrte mühten sich an dem Problem. Da kam die Erfindung des Pendels zu Hilfe. Im Dom zu Pisa sah Galilei, so erzählt man, den Schwingungen einer Ampel zu. Dem scharfen Beobachter fiel auf, daß die Schwingungen zwar allmählich kürzer wurden, daß sie aber immer die gleiche Zeit beanspruchten. So fand Galilei das berühmte Pendelgesetz, das aus sagt, daß ein Pendel, möge es nun durch einen starken Stoß, zu weiten oder durch einen sanften zu kleinen Schwingungen angetrieben werden, stets dieselbe ganz bestimmte Zeit zur Zurücklegung einer Schwingung braucht. Nur von der Länge des Pendels hängt es ab, ob die Schwingungen längere oder kürzere Zeit dauern. Die Verlängerung des Pendels führt zur Verlängerung seiner Schwingungsdauer, die Verkürzung beschleunigt seine Schläge. Gegenüber dem Wagbalken bot das Pendel auf Grund seiner von Galilei entdeckten Eigenschaften bald große Vorteile für die genauere Zeitbestimmung. Galilei selbst fand 1611 zuerst eine zweckmäßige Verbindung des Pendels mit dem Mäderwerk, wurde aber durch seine Erblindung an der weiteren Ausgestaltung dieser Idee gehindert. Der Holländer Huygens baute hierauf 1656 eine andere Pendeluhr, aber erst über hundert Jahre später erfand der Engländer Graham die nach ihm benannte Hemmung für Pendeluhren, die wir noch heute bei unseren Regulatoren ganz allgemein vorfinden.

Sowohl die Pendel- wie die Taschenuhren haben bis zur Gegenwart außerordentliche Fortschritte gemacht. Für die Zwecke der größten Genauigkeit, wie sie die Astronomen auf den Sternwarten benötigen, dient die Pendeluhr, die derzeit in der ihr durch den Münchener Ingenieur S. Kiefler gegebenen Ausbildung erstaunliche Resultate gibt. In ein luftleeres Glasgehäuse gesperrt, auf einem gegen Erschütterungen jeder Art fest fundierten Unterbau untergebracht und auch sonst gegen alle erdenklichen äußeren Einflüsse geschützt, gibt sie Resultate, deren Fehlergrenzen sich in langen Zeiträumen innerhalb des Bruchteils einer Sekunde bewegen können.

Für die Zwecke der Schifffahrt war das Pendel nicht verwendbar, das Bedürfnis nach sehr genauer Zeitmessung aber ebenfalls sehr groß, denn mit Hilfe der Uhr und dem Stande der Gestirne berechnet der Seemann den Ort des Schiffes auf dem pfadlosen Ozean. Englische Uhrmacher bildeten die Seeuhr heran, die in den See-Chronometern moderner Schiffe ihren Gipfelpunkt erreichte. Alljährlich prüft die Deutsche Seewarte in Hamburg in Untersuchungen, die eine Reihe von Monaten in An-



spruch nehmen, die ihr zugehenden Chronometer, deren beste Stücke dann der Staat ankauft. Auch die Leistungen dieser allerdings sehr teuren Uhren sind für den Besitzer einer gewöhnlichen Taschenuhr schier unbegreiflich.

Im Mittelalter war der Uhrmacher auch ein Künstler, der das Werk, das Zifferblatt, besonders aber das Gehäuse oft prachtvoll verzierte. Heute ist das Gehäuse fast durchweg schablonenmäßig einformig und sein Wert gewöhnlich nur von dem Gewichte des Silbers oder Goldes abhängig, aus dem es gefertigt ist. Dafür ist die Technik des Werkes zur höchsten Stufe gediehen. Es gibt Taschenuhren für drei Mark, die schlecht und recht ihre Zeit angeben und denen es dabei um eine Anzahl von Minuten mehr oder weniger nicht ankommt, und es gibt andere für Hunderte und Tausende von Mark, deren tägliche Abweichung nur nach Sekunden zählt. Der Scheidung der Klassen der Bevölkerung entsprechend macht sich auch eine Scheidung in Qualität und Preis der Taschenuhr, eines der wertvollsten aller Gebrauchsartikel, geltend. Nach unten wie nach oben scheint diese Scheidung aber einstweilen ihre technisch erreichbare Grenze gefunden zu haben. —



## Fischräuchereien.

Von J. Sauerland.

Mit der steigenden Erkenntnis von dem hohen Nahrungswert der Fische, ist in den letzten Jahrzehnten auch in Deutschland der Fischkonsum gestiegen. Einen großen Anteil daran hat die gegen früher rationeller betriebene Art und Weise des Fanges der Meerbewohner. Der Hochseefischerei ist es gelungen, uns in dem Seefisch ein Volksnahrungsmittel ersten Ranges zu liefern. Eine große Flotte von eigens gebauten Dampfern ist beständig auf hoher See mit dem Fischfang beschäftigt und liefert die Ware in gewaltigen Mengen an die Hauptfischereihäfen. Hier wird der Ertrag der Fischerei auf dem Auktionswege nach Arten versteigert und die versteigerte Ware nach einem besonderen System verpackt und überallhin in frischem Zustande versandt. So gehen große Fischmengen tagtäglich von den Fischereihäfen nach ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus und bilden für die Bevölkerung des Binnenlandes einen an Beliebtheit mehr und mehr zunehmenden Konsumartikel. Aber nicht alle diese Fische eignen sich zum Fischverkauf oder finden Abnehmer. Sie werden durch Räuchereien und Konserverfabriken rationell verwertet. Mit diesen Räuchereien wollen wir uns hier einmal befassen.

Robert Dudzjus hat als Ergänzung zum Lehrbuch der Fischbereitung von Wilhelm Duncker eine außerordentlich lehrreiche Schrift verfaßt, in der er genaue Vorschriften für das Räuchern der Seefische gibt. Das Räuchern geschieht in vielfach verschiedenen konstruierten Öfen. Bevor Fische geräuchert werden können, müssen sie, je nach ihrer Art, gereinigt, gewaschen und

gesalzen werden. Wie sehr verschieden gerade letzteres gehandhabt werden muß, sagt uns unser Gewährsmann. Man salze nie einen Fisch trocken, der nicht genügend abgeleckt hat; es würde sich sonst in einem Behälter, der keinen Abfluß hat, auf dem Boden eine scharfe Lake bilden und der unten liegende Fisch infolge der



Schiffertyp.

Salzlake zu sehr gesalzen schmecken. Es gibt zwei Arten des Salzens, das trockene und das nasse. Bei allen Arten von Fischen ist das trockene Salzen vorzuziehen, nur nicht bei Sprotten. Viele salzen allerdings nass, d. h. lösen so lange Salz im Wasser auf, bis der hineingeworfene Fisch oben schwimmt, und lassen dann die Ware

Dicke der Stücke 4 bis 5 Stunden, ebenso Kal. Beim nassen Salzen darf man nicht vergessen, oben auf noch Salz zu streuen, da die Lake ja den Fisch hebt und infolgedessen der oben liegende Fisch zu wenig Salz bekommt. Das nasse Salzen macht, daß der so behandelte Fisch saftiger und weicher wird; es hat aber auch wieder den Nachteil, daß er leichter beschlägt und bei nicht günstiger Witterung schneller verdirbt, während die trocken gesalzene und gut durchgeräucherte Ware bedeutend an Haltbarkeit gewinnt, indem das Fleisch fester wird, die Farbe sich länger hält und der Fisch nicht so leicht beschlägt. Bei Sprotten kann man das nasse Salzen nicht gut umgehen, da diese Fische wegen ihrer Kleinheit sonst zu trocken werden würden. Zum trockenen Salzen verwendet man grobkörniges Salz, beim nassen Salzen ist solches nicht nötig. Beim Salzen von Sprotten ist es nicht unbedingt geboten, daß sie vorher gewaschen werden, d. h. wenn sie von der deutschen Küste sind; sollte man aber ausländische haben, so ist es besser, sie zu waschen, da sie infolge des längeren Transportes einen unangenehmen Geruch erhalten haben. Auf Sprotten die man in wärmerer Witterung verarbeitet und die infolgedessen angegriffen, d. h. weich sind, muß man beim Salzen die größte Aufmerksamkeit verwenden, damit sie nicht zu sehr während der Behandlung leiden. Dieselbe Behandlung hat man auch übergestandener Ware, Fischen, die mehrere Tage in den Netzen im Wasser gelegen haben, angedeihen zu lassen. Die Hauptsache ist, daß der Fisch genügenden Salzgeschmack hat, denn Räucherware ohne pikanten Salzgeschmack ist bald widerlich. Auch hat man vorsichtig zu sein, wenn man den Fisch länger im Salz liegen läßt. Man muß die Zeit und das zu verwendende Quantum Salz in Betracht ziehen. Jeder aus dem Salz genommene Fisch wird sauber abgepült, bevor er in den Ofen zur weiteren Verarbeitung kommt, denn einem versalzenen oder äußerlich mit Salz besetzten Fische ist es sehr schwer, mitunter sogar unmöglich, Farbe zu geben; er erhält leicht weiße, sich rauh anfühlende Stellen, die das schöne Aussehen verderben. Durchaus nicht gleichgültig ist es, welches Holz man zu Räucherzwecken verwendet. Tannen- und Fichtenholz ist, da der geräucherte Fisch den Geschmack davon annehmen würde, zu vermeiden, ebenso Birken- oder Weidenholz. Am besten ist das leider hoch im Preise stehende Buchenholz. Erlenholz soll beim Dämpfen der Ware eine schöne goldige Farbe geben und den Geschmack nebenbei lieblicher machen. Mit der Verwendung von Hauptpfeifen sind gute Erfahrungen gemacht worden. Beim Anfang des Räucherns muß das Feuer klein sein und mit der Zeit immer größer werden, Hauptsache ist eine helle Flamme.



Strandidyl.

je nach der Größe darin liegen. Wie lange läßt sich nicht bestimmen: das muß der Salzer selbst ausprobieren. Es genügt z. B. bei Sprotten eine Stunde; bei Sprotten, die zu Bücklingen verarbeitet werden sollen, je nach Größe und Schärfe der Lake 2½ bis 3 Stunden, bei Schellfisch, Kablian und allen ähnlichen Fischen dieselbe Zeit. Störfleisch braucht je nach

Wir wollen nun einmal sehen, wie man einen Bückling räuchert. Nehmen wir an, wir wären in Stralsund und hätten die sogenannten Kiefer Öfen, betrieben also Schnellräucherei. Der Sprot, der trocken gesalzen, seine drei Stunden in einem Behälter gelegen, hat nun genug Salz; mit der Verarbeitung kann also begonnen werden. Es wird so viel Wasser auf

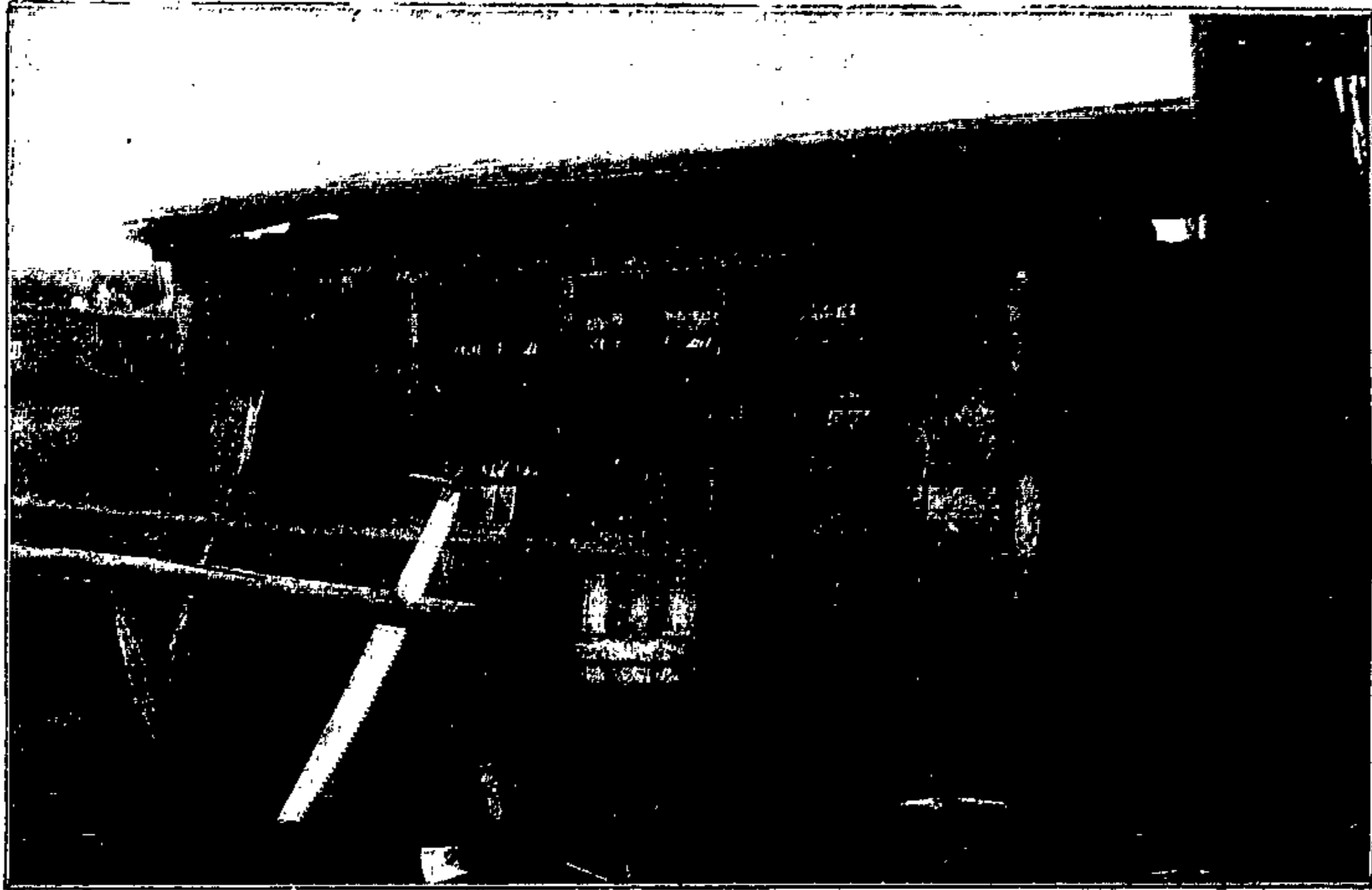




bestimmt ist, hineingeschoben. Dann drehen wir den mittelften Rahmen derart um, daß die Heringe, die früher mit der Rückseite aus dem Ofen sahen, jetzt die Bauchseite zur Ansicht bieten. Den obersten Rahmen drehen wir ebenso und schieben ihn in den vorher vom dritten Rahmen eingenommenen Raum; der wird ebenso gedreht und kommt an die frühere Stelle des ersten Rahmens. Das Drehen ist nicht allein deshalb zu empfehlen, weil der unterste Rahmen im Garwerden vorgeschritten ist, sondern auch, weil die Heringe fast durchgängig bei allen Ofen hinten mehr gar werden als vorne. Sind wir nun mit dem Drehen fertig, so laßt das Feuer, ohne Furcht, daß die Heringe abfallen, größer gemacht werden. Die Klappen werden etwas mehr zugeworfen und die obersten Türen angemacht; die untersten Türen bleiben aber auf, damit das Feuer Zug hat. Wenn der Hering nun gar ist, was wir daran sehen, daß die Haut kraus wird, der Fisch sich weich anfühlt oder, was noch sicherer ist, wenn wir einen Hering aus der Mitte nehmen, denselben durchbrechen und das Blut an der Gräte geronnen sehen, so schieben wir

die Fische gelassen, daß sie völlig unter Wasser liegen. Nun beginnen wir sie vorsichtig mit einem Besen durchzurühren. Dies tun wir, damit der Fisch locker wird und die Schuppen verliert. Dann beginnt das Aufspießen. Nach dem Spießen kommt das Auseinanderziehen der Heringe an die Reihe, wobei man auch gleichzeitig mit den Fingern die noch anhaftenden Schuppen abstreift. Bevor man aber mit dem

Auseinanderziehen beginnt, spült man die Spieße mit den Heringen in einem zur Hand stehenden Kübel mit Wasser nochmals ab. Unterdessen ist im Ofen Feuer angemacht worden und zwar nur so viel, daß es ordentlich brennt. Dann machen wir oben die Klappen auf. Ist ein Rahmen von Fischen voll, so ziehen wir das Feuer so breit auseinander, wie es die Ofenöffnung gestattet, legen frisches Holz drauf und schieben den Rahmen voll Heringe in den Ofen hinein. Da wir nun mit drei Rahmen räuchern, so verfahren wir mit jedem wie beim ersten, bis sich sämtliche drei Rahmen im Ofen befinden. Haben wir ein größeres Quantum Fische, so lassen wir uns so viel Fische, als wir mit einemmal zu nehmen gedenken, aufspießen und beginnen dann erst mit dem Auflegen des Feuers. Haben wir alle Ofen unter Feuer, dann machen wir die Türen etwas an und lassen die Fische bei einem immer mehr zunehmenden Feuer trocknen, also gar werden. Man darf das Feuer hierbei nicht zu groß werden lassen, da die Heringe zu leicht infolge der zu großen Hitze von den Spießen fallen. Fühlen sich die Fische trocken an, so beginnen wir mit dem Drehen der Rahmen. Der unterste Rahmen, der am weitesten vorgeschritten ist, da er dem Feuer am nächsten hängt, wird aus dem Ofen gezogen und vorläufig in das Gerüst, das dazu



das Feuer, das sich vorher vorn befand, ungefähr bis zu einem Drittel in den Ofen hinein und legen etwas Holz darüber. Es muß aber eine genügende Glut da sein, damit sich schnell ein heißer Dampf (Rauch) entwickeln kann. Jetzt bedecken wir die Glut mit Spänen und lassen die Klappen so weit fallen, daß ein Raum offen bleibt, der ungefähr so groß ist, daß wir einen Finger durchstecken können; dann schließen wir sämtliche Türen fest zu und beobachten die Dampfentwicklung. Der Fisch beginnt nun Farbe anzunehmen;



1. Das Aufspießen der Fische zum Trocknen. 2. Fischräucherer in einem Dorf auf der Frischen Nebrung. 3. Beim Ausweiden der Aale.



wir lassen jetzt die Klappen ganz fallen, bedecken zuerst aber die schon etwas durchgebrannten Stellen der Feuerung mit Spänen und lassen den Ofen in Ruhe. Jetzt haben wir das Augenmerk hauptsächlich nur darauf zu richten, daß die Hitze sich nicht zu scharf entwickelt. Das kann man sehen, wenn man die Rückseite der Hand an die Thür legen kann und die Hand die Hitze verträgt. In diesem Falle ist die Glut auch im Ofen nicht zu stark. Ferner darf die Flamme nicht ausschlagen und der Fisch nicht lecken. Er würde sonst plagen, krumm werden und verbrennen. Solches verhindert man dadurch, daß man auf der Stelle, wo die Flamme hochschlägt, entweder etwas Holzabfälle (durchgestiebte Holzlothe) aufschüttet, und zwar durch eine am unteren Ende der oberen Thür angebrachte kleine Oeffnung, oder aber auch etwas Wasser aufgießt. Wenn der Fisch eine schöne Goldfarbe hat, so ist der Büdling fertig. Wir nehmen nun die Rahmen heraus und beginnen, im Falle wir weiter räuchern wollen, wieder von vorn, wie es vorher beschrieben ist. Sollte uns das Unglück passieren, daß die Fische schuppig, d. h. glatt, werden, was nur daran liegen kann, daß der Fisch nicht ganz gar war, oder daß die Späne zu naß gewesen und daß wir die Klappen zu früh zugeworfen haben, so daß der feuchte Dampf nicht entweichen konnte und infolgedessen auf die Fische schlug. Man wendet dagegen, wenn man es sofort bemerkt, folgendes Mittel an: Wir ziehen zuerst die Klappen auf, damit der Dampf entweichen kann, machen die unteren Türen auf, damit das Feuer Zug bekommt und zu brennen

anfängt; dann trocknet der Fisch wieder ab. Natürlich darf das Feuer nicht zu groß werden. Ist der Fisch wieder trocken, so beginnen wir weiter zu räuchern, lassen aber dabei noch eine kleine Flamme brennen und die Klappen etwas offen. Erst wenn wir sehen, daß alle Gefahr vorüber ist, nehmen wir von beidem Abstand. Sollten wir das Versehen aber erst bemerken, wenn der Fisch schon grau und naß geworden, so ist jede Hilfe zu spät.

Gelsen können wir uns auch auf dieselbe Weise, wenn die Hitze nach hinten oder vorn schlagen sollte. Wir werfen dann die Klappe auf der Seite zu, nach der die Hitze hinschlägt, und lassen die entgegengesetzte auf. Natürlich müssen wir erst davon überzeugt sein, daß der Fisch auf der Seite trocken ist und nicht abfallen kann. Sollte es ferner passieren, daß die Fische hinten oder vorn im Ofen schon fast fertig sind und daß ihnen auf einigen Stellen die Farbe fehlt, so schieben wir die Feuerung dahin, müssen uns aber in acht nehmen, damit bei dieser Arbeit nicht zu viel Staub gemacht wird, was den Büdling in seinem Aussehen beeinträchtigen würde. Es zeigt sich hierbei, wie wir Ofen und Feuerung behandeln müssen und daß es Pflicht jedes Räucherers ist, sich mit allen Eigenheiten seiner Ofen vertraut zu machen; denn nur genaue Kenntnis derselben kann ihn vor manchen Unannehmlichkeiten bewahren. Vorzüglich hat der Räucherer darauf zu achten, daß die Fische während des ganzen Verfahrens nicht lecken, also daß das Fett, was nur bei zu großer Hitze geschehen kann, nicht zu tropfen anfängt.

Das Räucherverfahren ist, wenn auch dem geschilderten ähnlich, so doch immerhin ein verschiedenes, je nachdem Sprotten, Zettheringe, Makrelen, Schellfische, Seelachs, Flundern oder Hale und Störe zu räuchern sind.

Eine besondere Art der Räucherei, der namentlich Dacke und Dacksheringe sowie sonstige Fische, die bereits durch Salzgenuß reif gemacht sind, unterworfen werden, ist die Kalt-räucherei. Sind die Fische längere Zeit eingepökelt, so müssen sie solange gewässert werden, bis sie nur einen pikanten Salzgeschmack haben. Ein gutes Abwaschen ist zu empfehlen. Beim Räuchern verfährt man am besten so: man trocknet sie bei einem ganz kleinen Feuer derart ab, daß der Fisch nie warm wird. Sollte dies geschehen, so würde das Fleisch grüblig werden; dann ist die Ware nicht zu gebrauchen resp. entspricht den an sie gestellten Anforderungen nicht. Die Farbe und der Rauchgeschmack wird auf kaltem Wege erzielt. Am besten verwendet man hierzu Eichen- oder Erlen-Sägeespäne, die man ungefähr zwei Zoll dick über den ganzen Ofen schüttet und vorne ansteckt. Eine besondere Aufsicht ist nicht erforderlich, da solches Feuer langsam weiter schwellt. Sobald der Fisch die Farbe hat, was in einigen Tagen geschieht, ist er fertig. Besser ist es, etwas langsamer als zu schnell zu räuchern.

Nicht unerheblich für den Geschmack ist schließlich der Versand und das Verpacken der Rauchware. Wesentlich ist, daß geräucherte Fische nur im abgekühlten Zustande verpackt werden, auch ist es notwendig, daß namentlich Büdlinge fest in der Kiste liegen. —

## Heimweh.

Eine Dienstmädchengeschichte von Ilse Frapan.

(Fortsetzung)

Der Harmonikaspieler macht Salt und zieht den Gut. Der Gruß fällt ihm schwer von den Lippen, aber sein ganzes Gesicht lacht vor Freude. Und Wärbelle freut sich nicht minder, sie wechselt schon Händedrucke reichlich. Der junge Gärtnerbursch kommt ja wie gerufen mit einem Kameraden, so warm hat sie ihn noch niemals begrüßt.

„Na wohin, Jungfer Wärbelle?“ Und sie wollen sie mit Musik heimgeleiten. Aber Wärbelle verlangt's nicht heim. Den Frühling spürt sie in allen Gliedern, sie ist barrig wie ein junges Mädchen. Im Nu ist man einig: Die Bekannten haben sie im Stich gelassen, aber hier sind ja auch Bekannte! Und auf den Uetli gehen auch diese heut Nacht, es ist schon ganz wie abgepaßt. Der junge Gärtner lacht fortwährend freudig vor sich hin, zwei der anderen haben sich rechts und links von Wärbelle eingefunden, man sieht's an ihren eifrigen, munter gespannten Gesichtern, wie froh sie über die unerwartete Gesellschaft sind. Das Mädchen und der vierte der Herren bleiben ein wenig zurück, dann ruft das Mädchen eilig gute Nacht und schlüpft in ein Hausthor. Wärbelle ist etwas verwirrt: „So, die geht also net mit uns?“ Und sie mustert halb schelmisch, halb verschämt ihre neuen Begleiter. Ja, die haben so ehrliche Dabengesichter, woran der Harmonikaspieler, der seine hübschen blauen Augen fast nicht von ihr wegbringt. Mit denen kann man sich schon in den Wald wagen. Aber plötzlich faßt sie sich nach dem Kopf: „Ja so, i han' kei' Guet!“ Sie lachen im Chor, der kleinste greift nach seinem, als wolle er ihn ihr anbieten. „Vielleicht ist's doch besser, ich fehr' um,“ denkt Wärbelle, während die Füße ganz unwillkürlich vorwärts gehen; „wenn das meine Fräulein wüßten, wie ich in der Welt so umeinander lauf.“ Ganz abenteuerlich wird's ihr zu Sinn! Da rauscht schon die milde Suhl! Sie rauscht so laut unter den säuselnden Bäumen. Gut hin, Gut her, jetzt ist

sie einmal draußen, und schön ist's, wunderschön. Nur hier und da an einem Kreuzweg schimmert noch eine gelbe Laterne, der Mond übergießt den Weg mit bläulichem Licht. Zwischen den Bäumen ist's tintenschwarz, das ist schon wahr, aber die Finsternis macht ihr heute nicht bange.

Die Begleiter sind so manierlich, marschieren mit Gesang voraus, der Bläser gibt nur hier und da einen zarten, langhinklingenden Ton dazwischen. Es ist warm, fast schwül, der Wind ruht; weiße, kleine Wolken, vom Monde gelblich bestrahlt und dick wie Federkissen, überziehen den lichtgrünen Himmel. Aus den Uetliwiesen steigt es feucht und kühl, weiß schimmert schon da und dort in der Reihe ein blühender Fruchtbaum. Der Waldesathem, der Duft der vorjährigen Blätter und des Mooßes dringt ihnen entgegen. Wärbelle schlürft mit vollen Backen: „Schmeckt das fein!“ Weit wirft der Berg seinen Schatten über die Wiesen, wie eine dunkle, unerkennbare Masse steht vor ihnen der Wald. Wärbelle blickt sich hastig nach ihrer Gesellschaft um, sie ist ihnen voraus gekommen, breitwipflige Keffelbäume schneiden hinter ihr die Aussicht ab. Einen Augenblick ist sie wieder allein, gleich wird es ihr unheimlich. Ihr Fuß hebt zurück: wie wenn jetzt die Wuben aus Kesserei sich versteckt haben, um sie zu erschrecken? Da erklingt die Harmonika ganz nah, ein wenig seitwärts aus den Büschen. Hinter ihr drein springt mit hellem Lachen einer nach dem anderen auf den ansteigenden Waldpfad.

Wärbelle schilt: „Lorebuebe Zyt! Falsch war' i denn umkehrt!“ Aber es ist nicht böse gemeint, so wenig wie der Schreckversuch. Jetzt geht es aufwärts, nicht zu steil, auf gewundenem, dunklen Weg. Fast beklemmend still ist's, man muß Obacht geben, da sind Steine und schlüpfrige Löcher und vorspringende Baumwurzeln. Nur ganz selten fließt ein weißer Mondstrahl wie ein glitzernder Wasserstreif an

einem Baumstamm hinab. Aber er macht nicht hell, ringsum wird's nur schwärzer. Jetzt waren wieder alle voraus, Wärbelle mußte Sorge tragen, daß sie nicht unversehens ein schwarzes Abfahrfeld traf: die Bursche hatten die Köpfe zusammengesteckt, soweit sie erkennen konnte, der junge Gärtner blies sanfte, schlüchterne Töne, wie wenn ein Vogel im Traum singt. Das langsame, stetige Emporklimmen ging eine Weile fort, Wärbelle begann sich zu langweilen. Sie brach einen Ast ab, der eben ihr Haar gestreift und schlug damit den vor ihr Trabenden in den Nacken, der wendete sich blitzschnell und umfaßte sie in den Arm, fast verwundert über den Angriff. Nun begann ein allgemeines Zerrren und Necken und Hin- und Herstoßen zwischen den in den Weg hereinhängenden Sträuchern; wurdlos erst, nur von kurzem Lachen begleitet, aber die Lacher und Wärbelles Aufkreischen wurden immer lebhafter. Der Gärtner nahm keinen Anteil, suchte nur seine Kameraden von dem Mädchen wegzudrängen und deckte sie mit seiner eigenen Person.

„Na, warum denn? i kann mi schon weh el!“ schrie Wärbelle mit heller Stimme und gab mit ihrem Beschützer einen unvermuteten Buß. Sie atmete hoch vor Vergnügen, sprang geschwindig von rechts nach links, immer ausweichend und zugleich einen andern angreifend, wobei sie noch mit Wohlgefallen bemerkte, daß die Gegenpartei ganz gelinde ausfielen. Der Gärtner hatte nicht zurückgepufft, sondern war nur mit verdächtigem, dankbarem Gesicht an ihrer Seite geblieben, bis er plötzlich von ungeheurer Stärke befallen ward und den Arm um ihre Taille legte. Das Mädchen hielt sich einen Augenblick mäuschenstill, wie ermüdet; die drei Begleiter waren wieder vorausgesprungen; sie war selber nicht, war ihr der Arm da lieb oder leid. Nein, nicht leid, es ging sich ganz bequem so man braucht's ja nicht merken zu lassen. Sprechen wollte jedenfalls der Gärtner auch



nicht, er atmete gepreßt, und es schien ihm sehr heiß zu sein — ha, warum soll man nicht einmal so miteinander gehn, er ist ja noch ein Bub, und die Stütze im Rücken tut sogar wohl. Man steigt viel leichter.

Das Dreigespann da vorne begann zu singen, es klang etwas vom Winkelried, das Värlein marschierte im Takt hinterdrein, warm umschlungen, zuweilen strauchelnd, aber immer wieder schnell aufrecht; Värbele lachte leise vor sich hin, ihr Traum fiel ihr ein. Aber der Bub kann's doch nicht sein, der, wo ihr im Traum erschienen ist! Er spricht auch ganz anders, es hört sich fremd an, aber nicht übel: Das Leben ist schwer, aber man muß die Hoffnung nicht fahren la'n. Der Gärtner lebt ja nur für die Hoffnung, drauf setzt er alles. Und wie wild auch die Stürme toben, es leuchtet immer einmal wieder ein schöner Stern.

So etwas lispelt er, mehr für sich als zu ihr, und dabei drückt er sie in der Selbstvergessenheit immer fester an sich, und Värbele läßt sich mitziehen, ihr ist's so weich zu Mutte, so neu, daß einmal ein Mensch sie so traulich im Arm hält, als wär' er ihr so recht von Herzen gut. 's ist doch 'n netter Bub; man meint, man kennt ihn schon lang; vor lauter Dankbarkeit hat ihn Värbele nun auch umarmt: es sieht's ja keiner bei der dunkelsten Nacht.

Da flammt plötzlich nicht weit von ihnen ein grünes, qualmendes Licht auf und übergießt sie mit blendender Helle. Gelächter und Geschrei erschallt! sie sind auf einmal unter Leuten. „Ha, was denket sie auch!“ ruft Värbele und streift des Gärtners Arm von sich, als bemerkte sie ihn erst in diesem Augenblick. „Nein, aber jetzt — bist Du's oder nicht? Dicks, Du! Und da ist der Herr Schmied und der Pfau! Wer hätte's gedacht, daß man sich nun doch noch finden würde!“ Erklärungen und Widerreden, halb vorwurfsvoll, halb lachend, fliegen hinüber und herüber. „Warum bist net komme zur rechte Zeit?“ „Ha, warum hascht mer net gewartet? Und was schleiffst Du da halb am Bode hin?“ „Deinen Suet!“ schreit die Dicks und windet sich vor Lachen, während sie das halberfetzte Papier vollends herunterreißt. „So bescht 'n jeket.“ Und sie klatscht ihn Värbele mit einem Schwung auf den Kopf. Es ist ein großes und hohes Gebäude für den kleinen blonden Kopf, er wackelt darauf hin und her, und die Federn nicken wie auf einem Trauerroß. Im neuen bengalischen Licht — es ist jetzt ein rotes — sieht man alles ganz genau. „Nein, aber wie schön!“ schreit die Dicks. Värbele tut ihn neugierig herunter, da ist der Feuerschein erloschen, und sie sind im Dunkeln. „Rezt geh'n Sie dann mit uns!“ ruft der Schmied und drängt sich an Värbeles Seite. „Ich glaub's wohl!“ lacht sie aufgeregt. Ha, schon wieder bengalische Beleuchtung! Wie fein das aussieht, der Brunnen, die drei mächtigen Bäume, die Bank darunter, und ringsum der Wald! Alles scheint zu brennen! Und die Herren sind so artig, eine Flasche geht herum, und sogar ein Glas haben sie! Värbele schwenkt's unterm Brunnen, eh' sie trinkt. Das gibt ein Gelächter. Soll man nicht ein Feuer anzünden? Die bengalischen Lichter sind verbrannt. Einer spielt auf der Ziehharmonika, da kann man tanzen. Värbele hat schon ihren Herrn, einen janztlächelnden, untersehten jungen Mann mit einem kleinen, dunklen Schmirrbart. Er hat einen hellen Sommeranzug und einen punktierten Schlips. Der Schmied mit seinem blaffen, eßigen Gesicht und dem spitzblühenden Blick steht daneben wie ein Vagabund aus. Er hat die Hände auf dem Rücken gefaltet, sieht zu und macht Bemerkungen.

Die Dicks tanzt mit einem Herrn in Hemdärmeln, dessen Gut ganz im Nacken sitzt. Wo ist so schnell das Feuer hergekommen? Es brennt schon hoch, und der leichte Wind weht ganze Wolken Rauchs hinweg. Värbele wird

von dem Tänzer links herumgewirbelt, alles flirrt um sie. kaum streifen die Füße den Boden. Wo mag der Gärtner hingekommen sein? Sie sieht ihn nicht mehr, er ist fortgegangen, so scheint es; ein netter Bub', nur eben ein Bub noch. Värbele lacht laut auf: der Herr, mit dem sie tanzt, hat sie gefragt, ob der junge Herr mit dem Strohhut ihr Schatz gewesen ist! — Eigentlich ist sie keine Freundin vom Tanzen, ihr ist schon ganz kummelig, aber der Herr Pfau flüßt sie recht brav, auch scheint sie ihm zu gefallen. Jetzt jagt er ihr's geradezu. „O, Sie gefallet mer auch net übel!“ lacht Värbele offenerherzig. Dann verstummt sie verwirrt, wie erstaunt über sich selbst. Es ist doch sonst nicht ihre Art, solche Worte für Ernst zu nehmen und darauf zu antworten. Aber heut nacht ist eben alles anders als sonst. Das muß es sein. Er fragt sie, ob sie nicht Schlaf habe. „Ha, woher?“ Es will ihr fast nicht in den Kopf, daß jetzt Schlafenszeit wäre. Sie erzählt's ihm, wie sie uneinngergeriert ist, weil sie den Ausgang nicht hat aufgeben wollen. „I mücht' emol im Maitetan bade, no kriegt' mer gele Haar!“ „Es sei ja schon gelb und kraus wie Berg,“ meint der Pfau, „aber da kenn' er einen anderen Aberglauben, der sei Wahrheit. Was man in der ersten Maitnacht nicht eintut, das darf der Zinder behalten. Besonders wenn der Zinder ein Lediger und der Zunder ein freundliches Mädchen ist!“

„Nein, aber!“ wundert sich Värbele; sie spazieren ganz vertraulich Arm in Arm. Landsleute sind sie ja auch; der Eugen Pfau ist von Stau, geht aber nicht wieder heim, der Verdienst ist hier besser als im Schwabekändle. Er spricht auch etwas von der Freiheit hier: die freie Schweiz, das ist sein drittes Wort; sein Kamerad und Landsmann, der Schmied zum Beispiel, wenn er etwas viel getrunken hat, hält Reden. Aber solche Reden — Pfau sieht sich vorsichtig nach allen Seiten um — im Loch säß er längst dafür, wenn er's daheim probierte. Aber hier „auf den Bergen wohnt die Freiheit,“ sagt Herr Pfau, „und unter sechs Franke den Tag tu' ich's nicht mehr, nicht um den Preis der Welt.“ Värbele staunt zu ihm empor, wie er so die Brust herandrückt und fest auftritt: so etwas Solides ist ihr noch nicht vorgekommen. „Ferner hat man den Zürchersee; alle Sonntag bereits kann man seinen Sport darauf treiben.“

Värbele hört die bedächtigen Worte und versteht nichts. Es wird ihr ganz schlimm, daß sie so dumm ist. Ha, so geht's, wenn man nicht recht geschulet ist, da weiß man nicht, wozu man einen Sport treibt.

„Man hat hier den Rudersport und den Segelsport und den Klettersport,“ belehrt er sie.

„Lieber Herr Heiland, wenn er nur net zu schtudiert ischt für mi!“ seufzt Värbele heimlich, „und sechs Franke de Tag verdienet er — o weh, i arm's Mädle, solche Herre werdet sich net lang mit mer abgebe.“ Aber er ist so arg zutunlich, sie vergißt's gleich wieder, wie er nach dem Grunde ihrer Seufzer fragt. „Der Zürchersee ischt mir halt in keiner guten Erinnerung bliebe,“ sagt sie leichtthin, „i bin emal fascht drin vertrunke.“ Es ist zum erstenmal, daß sie in diesem Ton darüber sprechen kann. Das alles liegt so weilenfern heute Nacht, wo es ihr vorkommt, als flatt're auf Schritt und Tritt der gold'ne Vogel Glück um sie herum, und sie dürfe nur zugreifen, nur nach der rechten Stelle fassen und ihn festhalten. Mit wem sie denn so ungeschickt Schifflig gefahre sei? fragt Herr Pfau. „Mit eme Mädle.“ „Hal natürlich!“ Herr Pfau gerät ordentlich in triumphierende Aufregung: „wenn ein Mann dabei gewesen wär', e rechter Herre, so wäre nichts passiert, aber so Mädle alleinig.“

„Zwei sind da gwe, zwei Mannsbilder,“ sagt Värbele kleinlaut, „die sind weggeschwomene, so schnell sie 'kommt hänt — die hänt nur dran denkt, sich selber z'rette.“ Und dann, zu weiterer Bekräftigung: „Der, wo in unser

Schifflig g'schprunge ischt und 's ganze Unglück a'griichtet hat, ischt zuerscht davon g'schwomme. Er ischt dann do gwe, wo i vernomme worde bin; im Selnau dronte hänt se 'n acht Tag im Loch b'halte.“

Pfau ist verstummt, jetzt murmelt er, es gäb' allerdings so Menschen, aber man müßt' es zu vergessen suchen. „Das schon!“ nickt Värbele, „aber i weiß net, mi friert noch, wenn i an d' See denke müsch, i könnt' nie mehr Schifflig jahre.“ Es fröstelt sie furchtbar, der Begleiter spürt, wie ihr Arm zittert. „Mit mir tötet Sie schon gehel!“ flüstert er zuversichtlich; Värbele fühlt den warmen Hauch seines Mundes über ihr Gesicht wehen, und ihren Arm drückt er so zärtlich fest, sie seufzt vor Behagen. „Auf den See, meinet Sie?“ „Ja, mit mir, wenn i 's bin!“ „Auf den See? nein!“ „Wohl, wohl! mit mir! weil i 's bin.“ Er beugt sich nieder, sieht ihr in die Augen, Värbele hat schon alle Unbefangenheit verloren. „Gestet Sie, mit mir?“ drängt er, und es scheint in den harmlosen Worten Gott weiß was für eine Bedeutung zu liegen. Da rennt etwas hinter ihnen her, und auf einmal ist die Dicks da und reißt Värbele an sich: „So hänt mer net g'wettet! Gang jeket mit dem Schmied, und i will de Eugen, do wred jekt net Seirattes g'schwielt!“ Värbele schämt sich für die gute Bekannte, auch der Herr Pfau scheint unzufrieden, er hält Värbele am Arm fest: „Der ehrliche Zinder darf's behalte,“ murmelt er. Aber schon hängt sich die Dicks auf der anderen Seite an ihn: „Stomm, stomm, vorwärts!“ Värbele wirft die Lippe auf: „So, die sind jeket per Du! wenn i das g'wisst hänt!“ Aber mit dem Schmied geht sie nicht, auf keinen Fall, und der and're, der Tänzer der Dicks, ist womöglich noch wilder angezogen. Sie macht ein paar unschlüssige Schritte, das erlöschende Feuer und der Mondschein vermischen sich hier auf der Waldwiese zu einer geisterhaften Helle, daß man alles erkennt. Da kommt langsam einer auf sie zu; er zögert, bleibt wieder stehen und sieht sie an mit verlangendem, traurigem Gesicht. Ach, das ist ja der Gärtner, der netter Bub, der ist also nicht weiter gegangen? Sie winkt ihm, und gleich kommt er heran. Aus seinem Gesicht verschwindet der Kummer, er wird rot, wie nun Värbele seinen Arm nimmt: „Nebel ganget mer mitenander,“ sagt sie leichtthin mit einem Wink auf das and're Paar. Eben lacht die Dicks mit tiefem Ton wie ein Mann, der Eugen Pfau ganz hell und spitz wie ein Mädchen. „Ha, die Fräulein haben recht, es ist ein gemeines Kranenzimmer, da geht sie nun mit dem hübschesten und solidesten jungen Mann am Arm und spricht gewiß kein Wort von dem reichen Witwer!“ „Was saget Sie?“ fährt Värbele den Gärtner an, der schon eine Weile vor sich hin gelispelt hat; er schreckt ordentlich zusammen bei dem rauhen Anruf. Wieder lacht die Dicks. Värbele wird es warm vor Herge. „Die Mannsbilder sind halt Lappi, einer wie der and're!“ sagt sie unvermittelt, dem armen Gärtner fährt das Wort wie ein Messer in das Herz, aber er wehrt sich nicht, er blickt das zornige Mädchen nur mit entsetzten Augen an. Nun gesellt sich doch der Schmied zu ihnen. Värbele nimmt ihn sogar ziemlich freundlich auf: „Kennen Sie de Herrn Pfau schon lange?“ fragt sie ihn so gleich. Der Schmied hat stekende Augen. „Wohl, wohl! kenn ihn, so lang er ischt! Landsleut und Kamerade kennet ewander jelo!“ „Aber er ischt Schreiner, wie der Herr Ziechti, gelte Sie?“ „Ja, Schreiner; g'fällt er Ihnen?“ Der freche Ton jagt noch mehr als die Frage, die scharf herausfährt wie eine Stakenfralle. Värbele zuckt die Achseln. „I kenn' ihn ja net.“ „Aber Sie müchtet 'u gern lenne lerne, gelte Sie? Er kommt so fein daher und hat so e Mädlesg'sichte, gelt?“ (Schluß folgt.)



## Furcht.

Das fürchte ich: So Tag um Tag verleben  
Und nicht die kleinste Last, um sie zu heben,  
Und nicht die kleinste, graue Wolke sehn,  
Kampffreudig über meinem Haupte stehn.

Nach Bürgerart die Hand im Schoß zu lassen  
Und keinen Schopf im Wagemut zu fassen  
Und alles traulich, ofenwarm umher  
Und keine Sorge um das Morgen mehr.

Und fern den Sang zu hören der Gesellen  
Und nicht vom trägen Sitze aufzuschnellen,  
Um so wie sie, in Drang und Not zu irr'n:  
Trot dem Geschick! Und hier die blanke Stirn!

Leo Keller.

**Ein schöner Tag aus meinen Ferien.** Bekanntlich sind für uns Mädchen alle Tage der Ferien schön, schon aus dem einfachen Grunde, weil wir nicht in den engen Schulbänken zu sitzen brauchen. Jeder Tag bringt uns Sonnenschein für das Gemüt und Spiel für den Körper.

Man erlebt mancherlei Dinge in dieser freien Zeit. Manche Ereignisse sind geeignet, sie im Gedächtnis festzusetzen. Mir gefiel am besten der Tag, wo ich Junge war und mich als solcher auführte. Wenn ich auch kein Knabe sein möchte, so waren mir doch die Jungenstunden eine Befreiung. Da kam es auf einen tollen Sprung mehr oder weniger nicht an, der ja für gewöhnlich, wenn Mädchen ihn machen, besonders beurteilt wird, allerdings nicht im guten Sinne. Und gerade dieser Umstand, einmal auf verbotenen Wegen zu gehen, hatte für mich den größten Reiz.

Vorgens früh ging es los. Alle Jungen unserer Stablage waren dabei. Im Zuge stramm zu zweien marschierten wir zur Stadt hinaus. Flöten und Trommelflag durchsah den sommerlichen Morgen. Bunte Fähnlein durchflatterten die Luft, und im gleichen Schritt mit uns ging der lachende Sommermorgen. Sonnenschein lag auf den Feldern und Wiesen. Die stärksten Buben zogen das mächtige Gepäck. Die Mütter hatten gut aufgeladen. Wir wollten nämlich in das Mandöver.

Alle zusammengesuchte Säbel, mit denen sich schon unsere Großväter ernstlich „verhauen“ hatten, hingen einem jeden an der Seite. Kammen wir in ein Dorf, so sangen wir ein Marschlied, damit die Leute an die Fenster liefen, oder wenn sie dieses unterließen, schlugen wir mit unseren Waidwerkzeugen auf die friedlichen Kanonen. Friedlichen? Ja, denn sie bestanden aus verrosteten Ofenpfannen, die noch glücklich dem Schicksal entronnen waren, Mosbach in die Hände zu fallen. Die Bauern standen da und wunderten sich über den wunderlichen Aufzug und schauten uns nach, bis wir hinter den Bergen verschwunden waren. Da wir in eine fromme Gegend unseren Marsch machten, es ging über Gimmern nach Fröndenberg an die Ruhr, konnten die ländlichen Bewohner die Art der Mädchen nicht begreifen. Sie riefen uns oftmals nach: „dat sind Städters!“ Um den Preis unserer Freiheit verzichteten wir gern darauf, Bauern zu sein, und zogen in Freuden weiter; freilich, um bald wieder zu hören: „Dat is da verkährte Welt, Minna!“ So jagte ein weiser Holzhacker zu seiner Frau. Daß wir solch harmlosen Leuten den Krieg nicht erklärten, war selbstverständlich.

Mit Sängerkunst ging die Wanderung weiter. Die Bäume hingen voller Früchte. Daß wir auf diese mitunter Sturm machten und tüchtig plünderten, versteht sich von selbst. Allerlei Dummheiten wurden erjonnen. So war es uns eine besondere Freude, Schweine, die im Zaune eingesperrt waren, in die Freiheit zu lassen und sie lenzeselig durch die Fluren wandeln zu lassen. Durch ein wohlgefälliges Grunzen sagten sie uns, daß wir unsere Sache gut gemacht hatten. Nichts konnte unsere Freude über dieses Zeugnis fördern, auch nicht die Bauersfrau, die schimpfte. Die nächste Freude erlebten wir mit einem Dorfschullehrer. Die „Knollenferien“ hatten noch nicht begonnen.

„Guten Morgen!“ rief er.  
„Guten Morgen, Herr Lehrer!“

\* Diese Skizze ist die nur ganz unerheblich veränderte Wiedergabe eines Schulaufsatzes, den ein noch nicht dreizehnjähriges Mädchen geschrieben. Wir drucken die Arbeit ihrer frischen Ursprünglichkeit halber ab.

D. Red. d. „N. B.“

„So früh schon? Seid Ihr auch schon in der Kirche gewesen?“

„Nein!“

„Oh! Ihr müßt Euer Tageswerk in Gottes Namen anfangen!“

„Herr Lehrer, das ist nicht nötig, wir tun nichts Schlechtes.“

„Oh!“

„Nein, wir singen und marschieren.“

„Oh!“

„Ihr müßt aber auch beten! Meine Kinder lernen jetzt gerade ein Gebet auswendig!“

„Haberland!“ erscholl es ganz leise.

„Ich habe auch einen guten Klotz. Dort in der Kirche hat eben die Andacht begonnen, geht in die Kirche.“

Da ging es wie ein Lauffeuer durch die Reihen: „Haberland, Haberland!“

Es war eine tödliche Enttäuschung, die sich der Jugend in diesem Augenblick dem Erzieher gegenüber bemächtigte.

„Abteilung: Marsch!“ und unter Sang und Klang ließen wir den Lehrer stehen und wanderten weiter.

Unter schattigen Bäumen machten wir Halt. Wir packten aus. Brot und Trank mundeten gut. Im weichen Gras ruhten wir uns aus. Da stand der „Hauptmann“ auf und redete in derben Worten, wie es die Kinder am besten verstanden.

„Jungens! Ich habe euch gern. In euch steckt Begeisterung. Im Lieben und in eurem Tun habt ihr das bewiesen. Fahnenflattern begleitet euren Frohsinn. Kerel! Ihr habt alle eine Farbe an euren Fahnen. Ihr habt euch das Tuch wohl in einem Geschäft gekauft! Aber warum habt ihr die rote Farbe gewählt? Ich weiß es, ihr liebt sie. Rot ist die Farbe der Jugend. Auf euren Waden liegt das Rot wie auf den Äpfeln, die wir uns soeben haben gut schmecken lassen. Jungens, rot ist die Farbe der Morgensonnenglut. Ja, ihr, die Jugend und die Sonne seid ein schönes Dreigestirn. In euch und euren Fahnen liegt Feuer und Blut. Das sind der Deutschen Tugenden. Bewahret sie, denn sie bedeuten Leben und machen das Leben. Seht, aus eurem jugendlich glühenden Feuer entspringt auch dieser Marsch, den ihr auf eigene Faust unternommen habt. Das ist eine Tat. Jungens, eins sage ich euch, nehmt euch die Blumen, die dort stehn, zum Muster. Sie sind frei und schauen mit ihren Augen nach oben. Daher blühen sie so schön. Auch ihr sollt nach oben schauen, woher das Licht kommt. Habt ihr auch verstanden?“

„Was sollt ihr tun?“

„Wir wollen dem Lehrer „von eben“ sagen, wir sollten singen.“

„Ja, wohl, mein Junge, du bist ein tüchtiger Kerl. Singen, immer singen sollt ihr.“

Das wollen wir auch. Auch jetzt rief ein „Mitter“ und er stimmte ein:

„Deutsche Frauen, deutsche Treue,  
Deutsche Frauen und deutsche Saug.“

Man hatte ihn verstanden, und alle vierzig Kehlen stimmten mit ein. Das sollte eine Ehre für uns Mädchen sein.

„Jungens, mit diesem Liebes hat ihr den Nagel auf den Kopf getroffen. Dafür kochen wir uns in Langschede eine gute Erbsensuppe mit Mettwurst. Sind verstanden?“

„Jawohl.“

Nachdem wir zwei Stunden marschiert hatten, wurde abgefahret. Wir schlugen unser Lager an der Ruhr auf, dort wo mächtige Laubdächer uns Schutz vor der Sonnenglut gewährten.

Bei, wie das Feuer flackerte. Im Ru war der Spieß fertiggestellt. An ihn hingen wir zwei große Köpfe. Bald brodelte das Wasser, die Erbsen kochten und die Würste schwammen darin wie die Fische.

Die Knaben lagerten im Kreise umher und warteten mit selbigem Gesichte auf ihre Würstchen. „Teller und Löffel raus.“

Jeder kam dann mit seinem Teller an den Topf und erhielt seinen Teil. Da es an Messern fehlte, nahm man die Wurst in die Hand, und sie schmeckte nicht schlechter. Bei dieser Gelegenheit prüfte man auch den Satz auf seine Wichtigkeit, daß die Wurst zwei Enden habe. Wie war man aber enttäuscht, als diese Wahrheit keinen tatsächlichen Gewinn bedeutete. Man hatte nicht mehr von ihr, als von einer mit einem Ende, wiewohl die „Zweienichtigkeit“ der Wurst zu doppelter Hoffnung Anlaß gab. Immerhin aber war das eine Ende der Wurst vom anderen so weit entfernt, daß man ziemlich viel wegessen mußte, um zum anderen zu gelangen. Und das genügte den Buben.

\* Haberland wurde am 10. Juli 1906 in einer Nachwahl als sozialdemokratischer Vertreter des Kreises Altena-Werloh gewählt.

Auf dem Rückwege zogen wir einen anderen Weg. Auf diesem hatten wir noch viel Freude. Mit Sang und Klang zogen wir in die Stadt ein. Es war schon dunkel. Von der erbauten „Festung“ bewegte sich alsdann ein Fackelzug, der allmählich allen heimleuchtete.

Es war ein köstlicher und berber Tag; ich war froh, daß ich nicht zu Hause geblieben war.

**Der April** ist der erste eigentliche Frühlingsmonat. Wohl wirbeln in seinem Verlauf noch gelegentlich die Flocken. Hagelschauer gehen über das ergrünende Land und Reif und Nachfröste suchen zu zerstoren und zu töten, was tagsüber der warme Sonnenstrahl aus Nacht zu locken bestrahlt war. Allein schließlich behält der Drang zum Blüten und Entfalten in unserem Monat doch recht. Der Winter ist endgültig entthront und alle seine Mäden und Tüden nützen ihm nichts mehr. Das alte Wort behält recht: „April tut was er will.“ Der April setzt das Wetter wie er will. Freilich setzt der April das Wetter nicht immer gerade so, wie es sich der Mensch am liebsten wünscht. Ein paar winterliche Launen kann er sich nur einmal doch nicht so ganz verkneifen. So heißt es z. B.: „Sei der April auch noch so gut, er schickt dem Schäfer noch Schnee auf den Hut.“ „Sei der April auch noch so gut, schneit's dem Bauer auf den Hut.“ Allein seine winterlichen Anwandlungen sind nicht allzu ernst gemeint. Meist sind es nur Scherze, die nicht gerade tragisch genommen werden dürfen. Im Gegenteil: von Eis und Frost ist unser Monat ein entschiedener Gegner. „Der April kommt wie ein Reh, befreit das Wasser vom Eise und das Land vom Schnee.“ Der eine wünscht sich den April auf die Art, der andere auf jene. Gewöhnlich sieht ihn der Städter gerade umgekehrt gern wie der Landbewohner. Ein paar Sprüche sagen da: „April kalt und naß, dann wächst das Gras.“ „April kalt und naß, füllt Speicher und Faß.“ „April naß und kalt, gibt Roggen wie ein Wald.“ Im allgemeinen kann ein tüchtiger Schneefall im April, wenn er nicht mit allzustrengem Frost verbunden ist, nicht gerade als schädlich für die Entwicklung in der Natur angesehen werden. Aprilschnee verspricht reiches Sommergrün: „Aprilflocken bringen Maiengloden.“ „Viel Schnee, den April entfernte, läßt zurück eine reiche Ernte.“ „Im April ein tiefer Schnee, keinem Dinge tut er weh.“ „Schnee im April, darf kommen wann er will.“ „Schnee im April darf nicht lange währen, soll er die Knospen nicht verzehren.“ Auch Gewitter im April deuten auf eine gute und segensreiche Weiterentwicklung des laufenden Jahres hin: „Donner im April, ist des Winzers Will.“ „Hört man Donner im April, viel Gutes das verkünden will.“ „Wenn der April Spektakel macht, gib's Deu und Korn in voller Frucht.“ „En Avril s'il tonne, c'est nouvelle bonne“ (wenns im April donnert, hört man's gern). Auch Feuchtigkeit kann es im April gar nicht genug geben. „Ein nasser April verspricht der Früchte viel.“ „Je mehr im April die Regen stören, desto mehr wirst Du vom Felde nehmen.“ „Warmer Aprilregen, großer Segen.“ Im allgemeinen darf der April nicht mehr kalt sein. Mildes Wetter soll er bringen. So meint der Italiener: „Aprile temperato non e mai ingrato“ (ein lauer April ist nie unangenehm), und der Franzose sagt: „Avril doux c'est du bien partout“ (ein lauer April ist immer gut). Auch die deutschen Bauernregeln sprechen sich in diesem Sinne aus: „Lauer April bringt Frucht in Hüll und Füll.“ „Gemäßigter April ist der Bauern Will.“ „Ist der April recht sonnigwarm, macht es den Bauern auch nicht arm.“ Mit dem Gegenteil, das keineswegs erwünscht ist, befaßten sich Wetterreime, in denen es u. a. heißt: „April dürr und regenarm — daß Gott erbarm!“ oder auch: „Dürrer April ist nicht des Bauern Will; Aprilregen kommt ihm gelegen.“ „Dürrer April stellt die Mühle still.“ „April trocken, macht die Reime stöcken.“ Allzuviel vom Wachstum draußen in der Natur ist im April noch nicht zu bemerken. Die Natur erwacht erst allmählich: „Im April wächst das Gras ganz still.“ Eine frühe Blüte deutet auf eine gute Ernte hin: „Wenn im April die Schlehen früh blühen, so wird man früh in die Ernte ziehen.“ Von den Tieren künden folgende Sprüche: „Quaten die Frösche im April, noch Schnee und Regen kommen will.“ „Wenn im April die Waisfäßer fliegen, bleiben die meisten im Schmutz liegen.“ „Besser Wassernot im April, als Mäuse und Maulwürfe treiben ihr Spiel.“ Auch dem Nebensatz gilt eins der Sprüchelein: „Wer im April erst den Weinstock will binden, wird wenig Wein im Herbst finden.“ Schließlich soll der launische Charakter unseres Monats noch zu Wort kommen: „April, April, weiß nicht, was er will.“ — Id.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**